

Alan Moore: „Jerusalem“

Mehr von dem, was nicht mehr ist

Von Samuel Hamen

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 20.11.2024

„Jerusalem“ von Alan Moore kennt nur eine Regel – die Entgrenzung der Imagination, um so die schnöde Realität hinter sich zu lassen. Quer durch die Epochen und Dimensionen entsteht so ein fantastisches Portrait eines Viertels des englischen Northampton.

Wir bräuchten mehr Geister, fordert Alan Moore 2023 in einem Gespräch. Er verstehe nicht, was all diese Exorzisten sich denken würden. Wir bräuchten mehr Geister, mehr Erinnerungsträger, die uns zeigen, in welcher Welt wir tatsächlich leben.

So spricht kein Realist. So spricht ein Fantast, jemand, der sich als Magier versteht, jemand, für den Okkultes und Metaphysik, Mystik und Welterfahrung Hand in Hand gehen, jemand wie der 1953 geborene britische Autor und bekennende Anarchist Alan Moore.

Eine Legende in der Comic-Szene

Vielen gilt Moore als der innovativste Comic-Autor der letzten fünfzig Jahre. Von ihm stammt unter anderem der Comic-Roman „From Hell“, ein düsteres Historienpanorama rund um Jack the Ripper im viktorianischen London. Von ihm stammt die mehrfach verfilmte Reihe „Watchmen“ im Noir-Stil, die ihren Superhelden jegliches Heldentum abspricht. Von ihm stammt die Revoluzzer-Saga „V for Vendetta“, die in einem alternativen England spielt und deren Hauptfigur samt grinsender Schnurrbart-Maske ikonisch geworden ist für Protestbewegungen weltweit. Und von ihm stammt die Comic-Serie „Die Liga der außergewöhnlichen Gentlemen“, die spätestens mit der – eher fragwürdigen – Hollywood-Verfilmung 2003 ein breites Publikum erreichte.

Seine jahrzehntelange Arbeit als Comic-Autor begründet Moores legendären Ruf. Mitte der 00er Jahre kehrte er der Comic-Industrie den Rücken zu. Bis auf wenige Ausnahmen für Independent-Verlage hat er seither die großen Plattformen und Verlage gemieden. In seiner gewohnt konfrontativen, leicht einsiedlerisch anmutenden Art erklärte er, dass große Häuser wie „DC Comics“, ja insgesamt die Unterhaltungsindustrie ohne Ehrgeiz seien, dass viele kulturelle Produkte im Mainstream die Menschen „versklaven und befrieden“ würden – anstatt sie aufzurütteln und zu stimulieren.

Das englische Original erscheint 2016

Alan Moore

Jerusalem

Aus dem Englischen übersetzt von
von Hannes Riffel und Andreas
Fliedner

Carcosa Verlag, Wittenberge

1445 Seiten

78,00 Euro

Im Anschluss an den Bruch kehrt Moore zu einem Format zurück, das er 1996 mit dem Buch „Voice of the Fire“ schon einmal bespielt hatte, nämlich zum Roman, zum bildlosen Text, zur Höhenkammliteratur, die gerne als Gegenentwurf zur seichten Genre-Unterhaltung betrachtet wird.

„Jerusalem“ heißt der Roman, an dem Alan Moore ab Mitte der 00er Jahre gut zehn Jahre lang schreibt. Das Buch erscheint 2016 im englischen Original und umfasst mehr als 1200 Seiten. Etwas weniger als eine Dekade hat es wiederum gedauert, bis ein deutschsprachiger Verlag sich des Werks angenommen hat, das vom Autor selbst in der Danksagung als „Behemoth“, also als eine Art Ungeheuer bezeichnet wird.

Sprechenderweise ist es kein großer Publikumsverlag, der sich an eine Übersetzung von „Jerusalem“ wagt. Der im Herbst 2023 gegründete Carcosa-Verlag hat sich laut Selbstverständnis vorgenommen, „anspruchsvolle, progressive Literatur mit fantastischem Einschlag“ zu verlegen. So lässt es sich auch entdecken, etwa in Erstübersetzungen von Werken von Ursula K. Le Guin oder in Neuübersetzungen von Klassikern von Samuel R. Delany. Nun hat Carcosa die Kraftanstrengung unternommen, „Jerusalem“ einem deutschsprachigen Publikum zugänglich zu machen.

Konzentration auf einen Ort

Auf den ersten Blick spielt Alan Moores Roman an einem überschaubaren Ort, in den „Boroughs“, einem kleinen Viertel der englischen Stadt Northampton. Dort ist Moore zur Welt gekommen und aufgewachsen, dort lebt der 70-Jährige nach wie vor. Zu Beginn von „Jerusalem“ – es ist kurz nach der Jahrtausendwende – treten die Geschwister Alma und Michael auf, deren Familie seit Generationen vor Ort verwurzelt ist.

Die Geschwister erinnern sich: 1960 ist Michael – auch Mick genannt – noch ein kleiner Junge und erstickt eigentlich an einem Hustenbonbon, wird dann aber „irgendwie wieder gesund und kehrt nach nur ein oder zwei Tagen unversehrt aus dem Krankenhaus zurück“. 2005 hat er dann einen Arbeitsunfall beim Aufarbeiten von Stahlfässern. Im Anschluss gerät Micks Gespür für die Realität aus den Fugen.

„Nachdem Mick ein zweites Mal ins Leben zurückgekehrt war, gingen ihm eine Vielzahl von beunruhigenden Gedanken durch den Kopf, merkwürdige Erinnerungen, die an die Oberfläche gewirbelt worden waren, als er bewusstlos gewesen war. Manche der Dinge, an die er sich zu erinnern glaubte, waren so seltsam, dass sie unmöglich passiert sein konnten, und Mick machte sich zunehmend Sorgen, dass er den gefürchteten und deshalb verschwiegenen Wesenszug geerbt hatte, der im Blut der Familie lauerte, mit anderen Worten: dass er aus der Spur geriet.“

Zwischen Leben und Tod zu sein, das heißt in diesem Fall nichts anderes, als zwischen dem Wirklichen und dem Fantastischen zu stecken. „Es war realer“, sagt Mick über die visionären Spukbilder, die ihn seit dem Unfall heimsuchen, „aber auch bizarrer, und es ging dabei die ganze Zeit um die Boroughs.“ In Micks erweitertem, zugleich zersprengtem Bewusstsein wird – codiert als individuelle Psychologie – das Verfahren des gesamten Romans offenbar. „Jerusalem“ ist ein Text, für den Raum- und Zeitkoordinaten Portale sind, hin zu früheren Epo-

chen, entschwundenen Gestalten und vergangenen Mikro- und Makro-Ereignissen. Die Gegenwart ist lediglich die Antichambre, um in andere Zeiten und andere Räume, um zu anderen Stimmen zu gelangen.

Alma will die Welt verändern

Alma hört sich die wirre Klage des Bruders an und entscheidet sich zu handeln. Sie ist zu dem Zeitpunkt eine „mäßig berühmte Künstlerin“ und will die finsternen Visionen ihres Bruders in Gemälden festhalten. Moore macht in Gesprächen keinen Hehl daraus, dass Alma seine Stellvertreterin im Roman ist. Ihr Auftrag ist letztlich auch seiner.

„Die ganzen Sachen, die du gesehen hast, als du mit der Bande toter Kids unterwegs warst, der Destruktor und all das. Damit haben wir es jetzt zu tun. Deshalb muss ich mich so anstrengen, dass die Gemälde richtig großartig werden, damit sie die Welt verändern, bevor alles vollständig am Arsch ist.“

„Jerusalem“ wird damit enden, dass Alma ihre Werke im Mai 2006 anlässlich der Vernissage der Öffentlichkeit präsentiert. Dazwischen – und das ist ein sehr weites, tiefes und verwinkeltes Dazwischen – ereignet sich so ziemlich alles.

Auch die Toten haben ihren Ort

Alles, das ist die sogenannte Menschenseele, ein spektraler Bezirk, von dem aus die Verstorbenen auf die Welt der Lebenden niederblicken. Der „Menschenseele“ ist der zweite, gut fünfhundert Seiten umfassende Teil von „Jerusalem“ gewidmet. Alles, das ist auch ein benediktinischer Mönch namens Peter, der eine Reliquie ins spätere Northampton trägt. Alles, darunter fällt auch die sogenannte Bande der Tottoten, eine Gruppe verstorbener Mädchen, die die „Menschenseele“ unsicher macht.

„Heißgeliebt waren sie in den beschissenen Gossen der elysischen Gefilde, gesucht wurden sie in vier oder fünf Dimensionen und bewundert von Jungen und Mädchen überall in den Wenns und der Verweile in diesem funkelnden, ausgetretenen Jahrhundert.“

Moore beruft sich für „Jerusalem“ auf die Lehre des sogenannten Eternalismus. Nichts gehe verloren, verlautbart der Schriftsteller in einem Gespräch, keine Person, kein Fleck oder Molekül, auch kein Ereignis. Alles sei für immer da. Es ist letztlich eine Frage der Neugierde, der künstlerischen Interaktion, auch der Magie, die Fülle abseits des Alltags zugänglich zu machen.

„Wie viel schlechter mochte es den Gespenstern des Bezirks ergangen sein, die alle seit Jahren tot waren? Rafften die Schauergestalten aus den abgerissenen Pubs jetzt ihre leuchtenden Laken um sich, wenn sie mit den anderen Vertriebenen in den Ladeneingängen im Zentrum von Northampton ausharrten? Gab es Unterkünfte für die Körperlosen wie für die Obdachlosen; Straßenmagazine für Wiedergänger wie ‚The Dead Issue‘ vielleicht?“

Da sind sie also, die Geister und Erinnerungsträger, nach denen Moore so vehement verlangt. Die Bezugnahme auf den Eternalismus hat den Reiz, dass erzählerisch auf einen schier unerschöpflichen Fundus zurückgegriffen werden kann, der gleichermaßen real und

fiktiv, materiell und immateriell ist. Zugleich besteht bei diesem All-you-can-imagine-Verfahren das Risiko der Willkür, die Gefahr, sich in der Totalität der Motive, Figuren und Handlungen zu verausgaben.

Wenn Engel Snooker spielen

Jeder Leser wird jeweils andere der insgesamt 35 Kapitel bemüht, langatmig oder unnötig formalistisch finden, und nur bedingungslose Fans von Moores Werk werden die ungefilterte kosmische Fülle durchgehend als Ausweis eines Genies betrachten. Es gibt ein Theaterstück, in dem Samuel Beckett auftritt und Sätze sagt wie: „Erzählen Sie mir nicht, dass ich tot bin. Ich hab nicht mal einen Husten.“ Es gibt eine Partie Snooker, bestritten von vier Engeln.

In der Summe ändert dieser punktuelle Überdruß aber nichts an der einmaligen, überwältigenden Erfahrung, die „Jerusalem“ einem beschert. In Anbetracht des unwiderruflichen Verdrängens und Abdriftens ist alles es wert, erzählt zu werden. Das lässt sich durchaus als Ethos des Romans verstehen.

Literatur als Beschwörung

Dieses Selbstverständnis stellt den Autor nicht nur vor eine qualitative, sondern auch vor eine quantitative Herausforderung. So erklärt sich jedenfalls die eindruckliche, für manche Leser sicherlich bedrückende Länge des Romans. Selbst das Öffnen einer Zigarettenschachtel wird über fünf Zeilen hinweg beschrieben. Auch der barocke Stil nährt sich aus dieser Anlage, mit seinen vielen wagemutigen Vergleichen, mit einer Fülle an Nomen, denen immer Adjektive beigegeben sind.

Ein Verständnis von Realismus, das Wirklichkeit einengt auf das So-Sein im Hier und Jetzt, ist angesichts dieses Großprojekts harmlos, geradezu niedlich. Für Moore liegt die besondere Kraft von Literatur in der Evokation. Auf die Frage, welche Kunstform er vor allen anderen schätze, antwortet der gefeierte Comic-Autor in einem Interview denn auch: Prosa und Poesie. Sie seien die kraftvollsten, elegantesten und effizientesten Ausdrucksarten in der Kunst. Mit ihnen lasse sich alles heraufbeschwören – und das meint eben auch alles aus den „Boroughs“.

Hommage an James Joyce

Auf zweierlei Weise ist das Verfahren in „Jerusalem“ nicht neu: Im erwähnten Debütroman von 1996 – „Voice of the Fire“ – geht Moore ähnlich vor. Auch hier ist Northampton Setting und Protagonist zugleich; hier reicht die Zeitspanne, in die wir eintauchen, vom Jahr 4000 v. Christus bis zum Großbritannien kurz vor der Jahrtausendwende. Ebenso gibt es literaturhistorische Vorbilder, vordringlich „Ulysses“ von James Joyce, der seinerseits ein Behemoth der Moderne ist: In ihm wird Dublin zum Hyper-Protagonisten, die Stadt an einem einzigen Tag eingefangen, dem 16. Juni, dem sogenannten Bloomsday, benannt nach der Hauptfigur Leopold Bloom.

Aber auch die Psychogeografie gehört zu Moores Repertoire. Darunter firmiert eine avantgardistische Bewegung, die in den 1960er Jahren von französischen Autoren wie Guy Debord und der sogenannten „Situationistischen Internationalen“ etabliert wurde. In der Psycho-

geografie wird die urbane Erkundung zu einer kritischen ästhetischen Praxis. Inwiefern, fragen sich ihre Vertreter, werden wir durch die Stadtplanung gelenkt? Welche psychischen Effekte hat eine Architektur auf den Einzelnen?

Enorme Leistung der Übersetzer

Beide Traditionsstränge durchziehen das Buch, ergänzt durch Fantastik- und Gothic-Elemente. Die Bezugnahme auf Joyce spielt Moore offensiv aus. Ein Kapitel handelt von Lucia Joyce, der Tochter von James Joyce. Aufgrund ihrer psychischen Verfassung war sie mehr als drei Jahrzehnte in einer Klinik in Northampton untergebracht. Das Kapitel, das von ihr spricht, ist eine Hommage an „Finnegans Wake“; es trägt den Titel „Neben der Spur“ – und muss dann wohl auch genau so klingen:

„AUFGEWANDACHT, erhepp zeuft zich Lucia mitt'm aufgeigenden Wonnenlicht. Sie ist zweifeldgroß ein Rätsel, das würgen auch alle Fläglerinnen und Schmäzrte bestattigen, doch gain Böswort phonier häutung Trage, jö nechdom weezie irrer Müdikamente fellträgt und ob die Tilgerpreise zum Ziel schnürt.“

Nicht nur in diesem Kapitel wird offensichtlich, was für eine bewunderswerte Leistung die beiden Übersetzer Hannes Riffel und Andreas Fliedner erbracht haben. Was nun „Jerusalem“ davor bewahrt, eine extravagant lange Hommage an modernistische und postmoderne Literatur zu sein, das ist Moores radikale, hemmungslos verspielte Fabulierlust. Sie ist witzig und derb, kompromisslos, ohne unzugänglich zu sein, hier und da sentimental, ohne rührselig zu sein.

Fast schon konventionell

Was den Roman zusätzlich ausmacht, mag auf Anhieb verwundern. „Jerusalem“ ist trotz seines imaginären Exzesses auf nahezu konventionelle Weise ein linkes, soziales Erzählprojekt. Im Kern geht es darum, wie über Jahrhunderte hindurch die ärmeren Schichten und die Außenseiter der Gesellschaft unterdrückt und verdrängt wurden. Armenschulen, Armengräber und Armenhäuser: Das sind die Orte, an denen Moores Personal sich immer wieder findet. Das eigentliche Thema sei dieser „mystische, monetaristische Dumpfbackenkack“, führt Alma an einer Stelle aus,

„die Voodoo-Wirtschaftslehre, an die Ronald Reagan glaubte und diese bürgerliche Idiotin Margaret Thatcher, als sie fröhlich den Großteil der Finanzinstitutionen deregulierten. Und deshalb gibt es die Boroughs überhaupt, dank der Idee von Adam Smith. Deshalb treibt sich unsere Familie seit weiß der Teufel wie vielen Generationen in den Kneipen herum und kann kaum so viel saufen, wie sie kotzen müsste, und deshalb sind alle, die wir kennen, pleite.“

Ihr Stadtviertel, diese „urbane Seelenfalle“ ist für Moores transgressive Figuren der Ort eines Kampfes zwischen den Mächtigen und Ohnmächtigen, zwischen den Reichen und Armen.

Eine späte Anklage

Die letzte Verdrängung findet in dieser ewig ungerechten Auseinandersetzung in den 1970er Jahren statt, als das Viertel nach und nach gentrifiziert wird. „Wie hatte das alles“, denkt Mick sich zu Beginn des Romans, „so vollständig verschwinden können, dass heutzutage kein

Mensch mehr eine Ahnung hatte, was er da vor sich hatte, wenn er es denn überhaupt zu sehen bekam? Wohin war all das verschwunden? Warum hatte sich niemand beklagt?“

Übrig geblieben ist im Jahr 2006 eine „gequälte Topografie“, eine „Kohlenmonoxidkreuzung“, ein „Neontumor“, Hochhäuser, die die Anmutung von „zwei hochkant gestellten und mit Pisse parfümierten Sarkophagen“ haben. Sinnbildlich für die Zerstörungswut, die in kapitalistischen Vokabeln Wachstum und Produktivität heißt, ist der Destruktor, eine Verbrennungsanlage, die inmitten der „Boroughs“ stand. Das ist „so was wie der Geist des großen Schornsteins, den’s hier unten früher gab“, erklärt die Anführerin der Bande der Toten Mick, als beide zusammen durch die „Menschenseele“ wandern.

„Da haben sie den ganzen Müll von Northampton verbrannt. In der dreiseitigen Welt ist die Anlage schon vor siebzig Jahren abgerissen worden, aber hier unten in der Gespensterwelt konnte niemand das Feuer löschen. Seither brennt es unentwegt, und es wird immer größer.“

Das Feuer, das sich nicht löschen lässt, erfordert einen Roman, der eigentlich kein Ende finden darf, einen Roman, der mal elegisch, hier und da auch sozialromantisch ist, dann wieder aufrührerisch und voller transdimensionaler Empörung, eine einzigartige fantastische Philippika gegen das Unrecht auf der Welt. Die Imagination ist in „Jerusalem“ denn auch weit mehr als eine bloße kreative Methode; sie ist ein Mittel der Zeugenschaft und des Widerstands.

Wem Gewalt angetan wird

Etliche der Figuren sind von Ausbeutung gezeichnet, aber auch Rassismus und sexualisierter Gewalt ausgesetzt. Dazu zählt etwa die Schwarze Sex-Arbeiterin Marla, die vom Fahrer einer Sicherheitsfirma vergewaltigt wird:

„Sie hat sein Nummernschild gesehen und weiß, dass sie sich auf der Zielgeraden befindet. Ihre blutige Stirn knallt bei jedem zornigen Stoß gegen die rechte Hecktür des Escort, jedes Mal, wenn das Bajonett sie aufspießt. Dies ist das Schlimmer-als-Nichts, auf das ihr Leben hinausläuft, das, wovor sie sich immer gefürchtet hat, von dem sie immer gewusst hat, dass es geschehen würde.“

Erniedrigung, Gewalt und Machtgehebe – das sind die treibenden Kräfte, die alles in allen Dimensionen zugrunde richten, ein Stadtviertel ebenso wie einen Menschen. Darüber lässt der Autor eine Schauspielerfigur sinnieren:

„Diese Gegend wurde ... nun ja. Vergewaltigt, ihr wurde die Fresse poliert, aber sie hat sich bis zuletzt gewehrt. Braves Mädchen. Tapferes Mädchen. Schlaf gut.“

Die Analogie verwischt einerseits Erfahrungen, weil eigentliches und uneigentliches Sprechen nicht mehr voneinander zu scheiden sind. Andererseits liegt in der totalen Gewalt, die das porträtierte Stadtviertel quer durch die Zeiten heimsucht, der erzählerische Kern des Romans. In der Analogie wird diese Perspektive in all ihrer Vehemenz explizit gemacht.

„Jerusalem ist überall“

Bleibt die Frage des Titels. Er bezieht sich auf ein Gedicht des englischen Dichters William Blake, in dem dieser hymnisch von einem utopischen England fernab von „finsternen satanischen Mühlen“ träumt. Der Destruktor ist für Moore eine dieser Mühlen. Die letzte Strophe lautet in der Übertragung von Hans-Ulrich Möhring:

„Ich laß nicht ab vom Geisteskampf,
Nicht rast' das Schwert in meiner Hand,
Bis wir Jerusalem erbaut,
In Englands grünem, schönem Land.“

„Jerusalem ist überall“, sagt Mick seiner Schwester Alma bei der Vernissage ganz am Ende, „überall, wo was zertrampelt und runtergewirtschaftet wird.“ Bei Moore ist die Vision von William Blake jeglicher nationaler Tendenzen entkleidet. Es bleibt aber der „Geisteskampf“, der sich auch als motivische und künstlerische Agenda lesen lässt. Und es bleibt die Sehnsucht nach einem „schönen Land“ – und das heißt in diesem Fall: nach einem schönen, offenen Raum abseits des Destruktors, abseits der Regularien einer kapitalistischen Realität. Schön im Sinne von spektral und verquer, im Sinne von magisch, widerständig und auf vielfältigste Weise belebt.